



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Ginzkey, Franz Karl: Der Wiesenzaun : eine Dürer-Novelle

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Der Wiefenzaun

Eine Dürer-Novelle

Von Franz Karl Ginzkey

8.

Was weiter mit dem blinden Jörg und feinem Kind gefchah, das fteht noch heute in den Nürnberger Ratsertlaffen zu lefen, die aus jenen bewegten Tagen auf uns gekommen find. Es war dem Jörg geglüdt, ins Auguftiner-Klofter zu entkommen, noch ehe die Häfcher, die es vielleicht nicht allzu eilig hatten, fich feiner bemächtigen konnten. Und nun gefchah das Unerwartete, daß der hohe Nürnberger Rat, dem es anfonft an geheiligter Strenge nicht fehlte, in diefem Fall des Jörg eine wunderliche Lauheit und Befinnlichkeit zur Schau trug.

Im alten Ratsbuch fteht zu lefen vom Tage Quinta post Innocentium: „Zu erkundigen, wie die fah zwischen dem plindten Jörg und feinem Haußwirt Hermann Unfug, ftainmeßen, den er tödtlich verwundet hat, ergangen fey.

Und darneben vleißen thun laffen, ob man Jörgen mög zu Händen bringen, den knechten darum ein trinkgeld verfprechen.“

Das gab zu denken. Es follte den Häfchern ein Trinkgeld verfprochen werden, und diefe follten fehen, ob fie des Jörgen habhaft würden. Diefe Milde erregte Verwunderung. Wir aber ahnen, weffen Einfluß hier am Werke war. Hatten doch Herr Albrecht Dürer und Herr Willibald Pirtheimer am Tage nach der traurigen Nacht im Rathhaus vorgefprochen und ein vertrauliches Wort mit dem Bürgermeifter und den Schöffen gewechfelt.

So verfchwieg man den Jörg eine Weile im Kloster und ließ die Gerechtigkeit fich befinnen. Aber felbft den friedlichen Auguftinern fchien die Heftigkeit ihres Schüßlings nicht ungefährlich, und es fcheint, daß fie felbft die Häfcher holen ließen, damit der Jörg zum mindesten entwaffnet werde, denn wir lefen vom Tage sexta vigilia Circumcifionis domini: „dem plindten Jörgen Graff im auguftinerklofter fein wehr nehmen laffen.“

Doch wenn auch alle Welt zur Milde geftimmt war und eher an einen unglücklichen Zufall als an die abfichtliche Tötung des Meifters Unfug glaubte, womit ja auch der Wahrheit zu Recht gefchah, fo war es nun die Witwe des Erftlagenen, die ruhelos nach Rache fchrie und den Jörg dem peinlichen Verhör im Nürnberger Lochgefängnis ausgeliefert wiffen wollte.

Indessen aber floh der Blinde, als das Asylrecht der Brüder Augustiner abgelaufen war, in einer stürmisch dunklen Nacht zu den Karthäusermönchen, die ihm nicht minder gastlichen Schutz gewährten. Dort sang der Jörg den Vätern zum Dank gar manches geistliche Neuellied und wohl auch hin und wider ein Sprüchlein voll lieblich prickelnder Wirklichkeit, so daß sich die würdige Brüderschaft beim hohen Rat für ihn verwandte, der ihn wahrhaftig für ein volles Jahr von aller Verfolgung lossprach.

So ward ihm reichlich Lohn für seine Kunst und genügend Verzeihung für seine wilde Menschlichkeit. — —

Es war am Tage als ihm die Botschaft seiner Sicherung überbracht wurde, da ließ sich Jörg in aller Eile aus dem Kloster führen und hastete den Sehnuchtsweg zu seinem Kind Felicitas.

Er wußte wohl, was mit Felicitas seit jener Unglücksnacht sich zugetragen, denn sie hatte ihm Boten ins Kloster gesandt, die ihm alles berichteten.

Felicitas war in jener Nacht, nachdem sie den Vater ins Kloster gerettet hatte, in Eile nach Hause zurückgekehrt, in bitterer Angst vor dem Weib des Unfug und seinen Leuten.

Doch eh' sie noch zum Tor gekommen, vertrat ihr einer im Dunkel den Weg und sagte, demütig bittend: „Ihr dürft nun nit nach Haus, Felicitas. Man ist Euch dort nit gut gesinnt.“

Da erkannte die Erschrockene den jungen Scherlin, der ihr hastig erzählte, er habe sie hier erwartet und wolle sie nun zu seiner Mutter führen, die sie schützen und pflegen werde wie ihr eigen Kind.

Felicitas schwieg eine Weile betroffen still. Wie gut und hilfreich sprach dieser Mensch zu ihr, an den sie nie ein freundliches Wort verschwendet hatte. Inmitten ihrer Not und Schmerzensmüdigkeit erfüllte sie die Hilfsbereitschaft des guten Jungen mit wunderlicher Nührung.

„So will ich mit Euch geh'n, denn Ihr meint es gut,“ sagte sie dann und ließ sich von ihm führen. Sie war unsäglich müde und wäre jedermann gefolgt, der ihr ein Stündchen Ruhe verheißen hätte.

So kam Felicitas in das Haus der Witwe Scherlin, die wohl wußte, wie es ums Herz ihres Jungen stand. Sie nahm daher die schöne, seltsamfeine Jungfrau mit zärtlich scheuer Sorgfalt bei sich auf, als wäre sie ein flüchtiges Prinzgelein und nicht eines argverfemten Bänkelsängers Kind.

Felicitas aber lag bereits am nächsten Morgen in argen Fieberträumen darnieder, und es ward von Tag zu Tag immer schlimmer mit ihr.

Der Scherlin saß an ihrem Lager und streichelte ihr die heißen Hände und wollte mit dem Schicksal ringen um sein Glück.

Im Fieber sprach Felicitas von wunderlichen Dingen. Sie meinte, sie sei die Jungfrau Maria auf himmlischem Thron und gebot den Engeln zur Rechten und jenen zur Linken und hieß sie Körbe mit köstlichen Früchten und paradiesisch

leuchtenden Blumen bringen, wobei sie, einer guten Hausmutter gleich, die Säumigen mit launigem Schelten antrieb, die Fleißigen aber liebevoll belobte.

Die Witwe Scherlin erschrak nicht wenig über diese Verworrenheit und meinte, das wäre der böse Fiebergeist, der die Jungfrau so hoffärtig reden lasse, die ja ansonst ein „fromm lieb Ding“ sei. Und sogleich ging sie daran, nun ihrerseits mit frommem Gebete das sündige Gerede der Kranken ins Unschädliche abzulenken.

Es war an einem Wintertage gleich jenem, da Dürer die Felicitas zum erstenmal erblickt hatte, als der junge Scherlin am Bette der Kranken saß und ihren Schlaf bewachte, wie er es nunmehr seit Wochen zu tun pflegte. Es war der sanftberuhigte Schlummer einer Genesenden, und er hatte den blassen, fieberverzehrtten Wangen sogar einen zarten, rötlichen Schimmer verliehen.

Der junge Scherlin saß mit trotziger Miene da, wie einer, der nun weiß, was es gilt. Er türmte in seinem Herzen all die verbitterten Tage seiner Wartezeit auf und fand, es sei genug, die Beche seines Glückes damit zu bezahlen. In seinem Hause war Felicitas vom sicheren Untergange zu neuem Dasein errettet worden. Wem anders durfte sie nun gehören als ihm allein?

Es war ein mildes, weißes Winterlicht in der Stube vom Widerscheine des Schnees, der auf den hohen Dächern lag. Das leise Atmen der Felicitas schien Frieden zu bringen und Frieden sich zu holen, als wäre nun hüben und drüben das gleiche stille Land für sie.

Da lauschte der Scherlin empor — ein fremder Schritt ward auf der Treppe laut. Und gleich darauf bewegte sich die Türe, die nur zugelehnt gewesen, und es zeigte sich auf der Schwelle ein großer, vornehm gekleideter Mann mit langen, sorgsam gewellten Schulterlocken, der betroffen innehielt, als er die Schlummernde auf dem Lager gewahrte. Seine großen, ernstbeforgten Blicke gingen fragend hin und nieder.

Nach einer Weile flüsterte er: „Sie schläft?“

Der Scherlin war aufgesprungen, starrte den Unbekannten mißtrauisch an und gab ihm keine Antwort.

Dieser aber nickte ihm gelassen zu wie einem, dem man nicht böse ist, und zog, nach einem letzten langen Blick auf die Schlafende, die Türe wieder leise hinter sich zu.

Der Scherlin besann sich und hörte die Schritte des Fremden auf der Treppe sich entfernen. Da sprang er hinaus und lauschte ihm nach.

Nun kam auch seine Mutter herauf; die tat geheimnisvoll und sagte, der fremde Herr sei wohl ein Gönner des blinden Jörg, und er habe sich auch nach der Felicitas erkundigt und einen schergewichtigen Beutel guten Silbers dargelassen.

Der Scherlin schüttelte den Kopf, doch war das Silber ihm recht.

Felicitas aber erwachte bald darauf, und nun erzählte ihr der Scherlin, was unterdes sich zugetragen.

Da wich ihr, als der argwöhnische Gesell den Fremden eingehend schilderte, das bißchen keimende Röte aus den weißen Wangen und wollte darauf nicht wiederkehren.

Der Scherlin bemerkte es wohl, doch wagte er nichts darüber zu sagen, obgleich es ihm das Herz gewaltig zusammenzog. Er ahnte mit dem Instinkt des Liebenden, es liege seit Anbeginn etwas Scheues, vielleicht Unüberbrückliches zwischen ihm und der Felicitas. Doch wollte er sich hüten, daran zu rühren. Wenigstens vorderhand. Sein Schicksal hatte ihn mürbe gemacht, er wollte mit allem zufrieden sein, auch mit dem Ungewissen.

Doch war Felicitas ihm einmal angetraut, dann wollte er alles beseitigen, im Guten oder im Bösen, was fremd, geheimnisvoll und unbegreiflich an ihr war. Dann durfte sie nichts mehr trennen von ihm. Sie sollte werden und sein wie er, nicht höher und nicht geringer.

9.

Es mochten anderthalb Jahre seither vergangen sein, da zog in einer mond hellen Sommernacht ein wunderlicher Zug bacchantisch erregter Leutchen durch die Straßen der allgewaltigen Hansastadt Antwerpen in den Niederlanden. Eine tollverwegene Gesellschaft phantastisch befränzter Männlein und Weiblein war es, die bei Gesang und Lautenklang, flackernde Windlichter schwingend, im Tanz- und Hüpfeschritt dahintrieb und sich gar nicht genug tun konnte an drolligster Daseins- und Mondnachtfreude.

Antwerpener Malersleute, die es eben unternahmen, dem vielgeliebten und vergötterten Meister, Herrn Albrecht Dürer, der jetzt allhier zu Gaste weilte, nach einem köstlichen Festmahl, das sie ihm zu Ehren bereitet hatten, ein fröhlich Geleit in seine Herberg zum „Johst Plankfeld“ zu geben.

Der Meister schritt voran, getragen vom Jubel der trunken- und tanzerhitzen Jugend, einen Kranz aus wildem Weinlaub auf den schönen leichtergrauten Locken. Und hinter ihm geleiteten zwei tolle Malersknaben sein würdig Ehe- weib, Frau Agnes Dürerin.

Man hatte sich kecklich zur Rechten und Linken in die sittsam verduzte Dame eingehängt und führte nun die Stattliche so leicht und schwebend dahin, wie sie nie noch in ihrem Leben geschritten war.

Und selbst die treue Magd Susanne, die sich der Meister auf die Reise mitgenommen, war keineswegs ohne Anwert geblieben. Man hatte auch ihr ein laubig Ungetüm zur Bier auf die Haube gedrückt und sagte dem guten, in Ehren ergrauten Geschöpf manch neckisch vertrauliches Wörtlein ins Ohr, worüber es fast ein wenig aus seinem hürnenen Gleichgewicht kam.

Der Rat zu Antwerpen hatte dem Meister im Laufe des Mahles vier riesenhafte Krüge edelsten Weines gesandt, desgleichen der städtische Zimmermann, Herr Meister Peter, zwei weitere Krüge aus besonderer Verehrung. Die schleppte nun das lustige Malvolk im Zuge mit sich und füllte verstohlen manch Becherlein daraus, wobei dem Meister, wie sie dachten, noch genug erübrigte.

So war man unversehens und allzufrüh zur Herberg gelangt, allwo nun Dürer mit den Seinen von den frohgemuten Brüdern in Apelles Abschied nahm.

Sie riefen ihm noch lange vor dem Hause zu, und er mußte sich am Fenster seines Stübchens zeigen. Dann zogen sie endlich mit Sang und Klang vorüber.

Schon früher hatte der Wirt dem Meister mitgeteilt, es läge ein Brief für ihn auf dem Tisch, der sei mit der Handelsfuhr aus dem Süden gekommen.

Er war an der schöngechnörkelten Handschrift leicht zu erkennen: so schrieb nur Willibald, der Vielgetreue. Was mochte es Neues in Nürnberg geben? Die Zeiten dort unten waren schlimm genug.

Dürer erbrach den Brief mit Ungebulb. Gewiß — es mußte Unerfreuliches sein, was Birkheimer ihm mitzuteilen hatte, denn die sonst so schalkhafte Anrede fehlte. Er nannte ihn heute bloß: „Mein Lieber.“

Der Meister hatte nur allzu richtig vermutet! Nun hatte die Pest, die unten in Nürnberg wütete, aufs neue zwei der lieben Getreuen hinweggerafft! Nun war auch Steffen Baumgartner dahin, und der Peter Weisbecher, der allzeit Unbekümmerte, hatte auch daran glauben müssen. Der Weisbecher hatte ihn vor seiner Abfahrt nach den Niederlanden nicht wenig verhöhnt und ihn einen Hasenschwanz genannt ob seiner Furcht vor der Pest. Der Gute konnte ja nicht wissen, daß andere Dinge ihn aus Nürnberg fortgetrieben als die Angst vor dem Tode.

Was schrieb der Birkheimer weiteres?

„Item dem Jörgen Graff hat all sein groß Geschrey nit viel genützt. Ist mir zwar gelungen, das peinlich Fragen von ihm abzuwenden, doch hat der hohe Rath ihn auf ein Jahr im weißen Turm, so hinter dem Wildbad liegt, zur Haft gesetzt. Indes, es war mein Bitten nit umbsunst, dieweil man ihn vorzeit hat laufen lassen. Er hat nun Urfehde schwören müssen und ward mit einer Zehrung gen Regensburg gefertigt, mit dem Verbot, für alle Zeit nit wieder heimzulehren. Doch glaub' ich nit, daß dies ihn bessern wird. Es geht betrüblich abwärts mit dem Jörg.“

Item, es hat der Himmel ihn gar grausamlich vorausbestraft, dieweil sein Kind Felicitas, müßt Ihr wissen, am Samstag nach Jakobi still und sanft in Christo verschieden ist. Der allmächtig Gott sey ihr gnädig! Ihr wißt, sie hat im Vorjahr schon den Bäcker Scherlin zum Mann genommen. Ist aber kein vergnüglich Ehelied gewesen. Wie ziemt sich's auch, daß solch ein Maulwurf ein Rösslein schmauset oder solch ein Brummelbär den Schmetterling betagt? Ja, ja, wie mag Euch jezt zumute sein? Ich möcht Euch gern erheitern, wenn ich's könnt, doch würgt's mir selbst ein wenig im Hals. Und immer frag' ich schlimmer Sünder mich, und frag mich immer wieder: Habt Ihr auch recht getan mit Eurem Wiefenzaun? Habt Ihr vielleicht die Lieb nicht von der Lust ein wenig allzu streng getrennt? O Meister, lieber Meister, verzeiht, daß meinem alten Hirn solch gotteslästerlich Zeug' entschlüpft. Wir sind ja all nur arme

Sünder und wissen nit aus noch ein. Wir glauben oft den besseren Weg zu gehn mit starkem und gerechtem Schritt und tun vielleicht des Leidens mehr an fremdem Blut, als uns dereinst fürs eigene Heil zugut gerechnet wird. — Daß Gott uns helfen und raten möge!“

Soweit hatte Dürer gelesen, da entfiel der Brief seiner zitternden Hand.

Zugleich besann er sich, er trage den Kranz aus wildem Wein noch auf dem Haupte. Er hob ihn leise ab und legte ihn sachte vor sich auf den Tisch.

Da lag er nun, der grünverworrere Bote aus den tollten Stunden weltvergessener Fröhlichkeit.

Da lag er stumm für sich allein und schien nicht anders als ein Totenkränzlein.

Durchs offene Fenster wehte ein Windhauch fernen Gesang herbei. Der Meister lauschte reglos, ob er nochmals wiederkehre.

Er tönte noch einmal leise zitternd zurück.

Und nun zum anderen Mal, wohl kaum noch hörbar.

Hierauf erlosch er wie ein mildes wunderliches Seufzen in weiter Ferne für alle Zeit.

E n d e.



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Geschichte

Zum **Gedächtnis Niebuhrs**. 1811 ist der erste Band von Niebuhrs Römischer Geschichte erschienen, 1812 — vor hundert Jahren — der zweite. Das Andenken großer Männer sollte man weniger an den Daten ihres äußeren Lebens wie Geburt und Tod feiern, als an denen, die Marksteine ihres Wirkens bezeichnen. Jene beiden Bände waren epochemachend in der deutschen historischen Literatur und zugleich in der internationalen Erkenntnis der römischen Geschichte. Trotzdem wird man heute dem Nichtfachmann ihre Lektüre nicht mehr empfehlen dürfen, denn inhaltlich sind sie von Mommsen längst überholt. Aber ins Gedächtnis rufen soll man sich worin damals die Bedeutung dieser Bände bestand. Nicht, wie viele Gebildete heute meinen, darin, daß sie die Ungewißheit der älteren römischen

Geschichte, wie sie sich bei Livius findet, erwiesen, das war vor Niebuhr längst geschehen, sondern darin, daß durch sie — wie er selbst sagt — zuerst gezeigt wurde, „weshalb und wie jedes Einzelne erfunden ist“. Dabei irrte er freilich oft, aber er wies doch der späteren Forschung den richtigen Weg. Auch darin war er neu, daß er die Vergangenheit aus der Gegenwart zu erklären bemüht war. Was er in der Jugend von den Zuständen der Bauern in seinem heimischen Ditmarschen kennen gelernt hatte, diente ihm zum Verständnis und zur Erklärung der Zustände des alten Rom, das er als eine rechte Bauernrepublik zuerst erkannt und beschrieben hat. Aber das Wichtigste ist etwas anderes: die beiden ersten Bände seiner römischen Geschichte leiteten „jene gewaltige historische Strömung“ ein, die das neunzehnte Jahr-